

Stiftung Sergio Agustoni

Sergio Agustoni, geboren 1948 und aufgewachsen in Mendrisio TI studierte Soziologie in Genf und arbeitete von 1980 bis 2008 als Redaktor und Korrespondent in Zürich für das Fernsehen der italienischen Schweiz. Verstorben am 5. Juli 2012 verfügte er in seinem Testament, dass eine gemeinnützige „Stiftung Sergio Agustoni“ gegründet werde. Zweck dieser Stiftung besteht darin, Publikationen zu regional- und Stadtentwicklung und zur schweizerischen Arbeiterbewegung und Migration zu finanzieren und Institutionen der öffentlichen Hand, wie Schulen und Bibliotheken zur Verfügung zu stellen. Vier Publikationen und ihre jeweiligen Herausgeber und Herausgeberin sind im letzten Willen des Stifters festgelegt:

- L'operaiismo in Svizzera. Herausgeber **Christian Marazzi**
- Le rôle central de l'immigration dans les luttes autonomes ouvrières à Genève et en Suisse romande au début des années septante (Usines, bâtiment et société). Herausgeberin **Alda Degiorgi**
- Il territorio deturpato del Mendrisiotto tra flussi sovranazionali e egoismi locali. Herausgeber **Roberto Stoppa**
- Die Andere Stadt. Herausgeber **Hans Widmer**

Danksagung

Sandra M. Ghidossi Präsidentin der Stiftung, **Marco Mona** Anwalt der Stiftung und **Nicoletta De Carli** Treuhänderin haben dieses Projekt erst möglich gemacht.

Die Andere Stadt

Buchkonzept **Thomas Geiger** und **Emanuel Tschumi** Zürich

Layout Inhalt **Camille Decrey** Zürich

Illustrationen **Maria Rehli** Zürich

Korrektur **Claudia Bislin** Vingrau

Druck **Grammlich** Pliezhausen

Copyright und Verantwortung für die Texte liegen bei den Autorinnen und Autoren

Copyright für alle Illustrationen © Maria Rehli

Im Auftrag der **Stiftung Sergio Agustoni**

Herausgeber **Hans Widmer**

Paranoia City Verlag Zürich 2017

www.paranoiacity.ch

ISBN 978-3-907522-28-8

Die Andere Stadt

5	Vorwort Hans Widmer
	Das Jubiläum des dritten Wegs Sergio Agustoni
	Zürich: Wolkenkratzer und Genossenschaften Sergio Agustoni
19	1. Die Andere Stadt als Modell Hans Widmer
67	2. Die andere Ökonomie: Commons Hans Widmer
101	3. Selbstverwaltung in der Anderen Stadt Bettina Dyttrich
107	4. Ökologische Grenzen in der Anderen Stadt Gabor Doka
149	5. Vom Acker auf den Teller Ursina Eichenberger
249	6. In der Anderen Stadt verkehren Marcel Hänggi
295	7. Gesundheit in der Stadt Martin Meili
309	8. Care-Arbeit in der Anderen Stadt Bettina Dyttrich
325	9. Das demokratische Internet Panayotis Antoniadis
367	10. Die Qualitäten der Anderen Stadt Hans Widmer

Hans Widmer

³ global durchschnittlich 3 Prozent,³ um keinen Absturz zu provozieren. Der Wachstumszwang wird allerdings nicht nur durch diese Finanzderivate hergestellt, sondern ist eine inhärente Eigenschaft des gesamten Wirtschaftssystems.

⁴ Unsere städtischen Räume verwandelt er aber in Schlachtfelder des *rent seeking*. Dass gerade die Pensionskassen mit ihren Renditeansprüchen das Leben in den Städten für ihre Versicherten unbezahlbar machen, wirkt besonders ironisch.

Wo es Arbeitsplätze gibt, braucht es auch Wohnungen. Das Land, auf dem sie stehen, richtet sich nach der möglichen durch die Mieten erwirtschaftbare Rendite. Wenn auf Grund von profitträchtigen Investitionen Büros gebraucht werden, dann steigen die Büromieten und der Wert des Bodens, auf dem die Bürotürme stehen, und zugleich die Preise aller möglichen Grundstücke, wo Bürotürme gebaut werden könnten. Wenn die Konjunktur schwächelt, dann bricht auch der Immobilienmarkt zusammen. Dieser an sich banale Zusammenhang bedeutet, dass Stadt als solche nicht wirklich planbar ist. Die heutige Stadt ist ein emergentes Phänomen der herrschenden Wirtschaftsordnung und der konjunkturellen Fluktuationen. Man kann sie noch so sehr als Patchwork verherrlichen – es rettet sie nicht. Die Schuld liegt nicht bei den Architekten oder Planern,

die durchaus gute Städte für die Menschen wollten und wollen, sondern in den ökonomischen Verhältnissen.

Die Trennung von Lebensfunktionen, die zur Steigerung der Gesamtproduktivität notwendig ist, macht die StädterInnen abhängig von kommerziell bestimmten Versorgungsstrukturen. Die Trennung von Produktion, Konsumation und Wohnen war ursprünglich ein Anliegen wohlmeinender Städteplaner, die die ArbeiterInnen vor den Immissionen der Fabrikschloten retten wollten. Die schmutzige Produktion wurde immer sauberer und automatischer, aber die direkte Kontrolle über die physischen Produktionsmittel ist den Arbeitenden entglitten, was schliesslich auch zur politischen Entmachtung der Arbeiterbewegung führte, die Mason⁴ für das Ende des Kapitalismus verantwortlich macht. Insbesondere gibt es für die StädterInnen keinen Zugang mehr zur Lebensmittelproduktion, was bei einer Krise oder einem Crash noch als Auffangstrategie dienen könnte. Wir erleben die Stadt heute als einen Ort des Ausgeliefertseins an Jobs, an Geldeinkommen, an die Willkür der Finanzmärkte. Obwohl noch formelle demokratische Institutionen bestehen, fehlt die Souveränität im wirtschaftlichen Bereich. Der Soziologe Streeck (2016) prophezeit schon das Ende des «demokratischen Kapitalismus».







2. Die andere Ökonomie: Commons

Wohngenossenschaften, sogar die Nagra (Nationale Genossenschaft für die Lagerung radioaktiver Abfälle). Von der Form her gleichen Genossenschaften kleinen Staaten: Die Stimmkraft richtet sich nicht nach der Höhe der Einlage (= Steuern), es gibt demokratische Verfahren, Abstimmungen, einen Vorstand (= Regierung). Genossenschaften haben also zumindest ein demokratisches Potenzial, über ihren Zweck sagt das aber nichts aus.

Produzierende und Konsumierende entscheiden gemeinsam, was produziert werden soll. Daraus leitet sich das **demiurgische Prinzip** (von griechisch «demos» = Gemeinde und «ergon» = Arbeit also «Gemeindearbeiter») ab. Schmiede, Ärzte, Schreiner, Schuhmacher, wandernde Spezialisten aller Art (Architekten, Zimmerleute, Künstler) wurden in archaischer Zeit von Gemeinden angestellt, um Bauten, Werkzeuge oder Schuhe herzustellen, bzw. Körper instandzuhalten. Sie waren keine unabhängigen Unternehmer. Nicht gestresste Privatproduzenten sorgen also für das Lebensnotwendige, sondern wir alle sind gegenseitig Angestellte und Unternehmerinnen zugleich. Die fiktive Ware⁹ Arbeitskraft, die zu so vielen Verzerrungen führt, wird wieder zu dem Commons, der sie einst war: Wir erzeugen sie gemeinsam (Erziehung, Bildung) und nutzen sie daher gemeinsam. Für eine möglichst

enge Zusammenarbeit ist intensive Kommunikation und partizipative Planung (Anbaupläne, Produktionspläne) erforderlich. Dies ist mit Computerunterstützung leichter als je zu bewerkstelligen.

Land als Commons

Ein besonders dramatischer Aspekt des Scheiterns der Warenwirtschaft ist der private Landbesitz. Schleichende und akute Immobilienkrisen gehören zu seiner Dysfunktion. Ohne öffentlichen und gemeinnützigen Wohnungsbau, etwa durch Genossenschaften, wäre das Wohnen für viele schon längst zu teuer geworden. Wo es sie nicht gibt, werden StadtbewohnerInnen praktisch aus der Stadt vertrieben und entstehen absurde Kosten durch massenhaftes Pendeln (so besonders dramatisch in London). Ziel einer Commons-Gesellschaft ist es deshalb, Land, Wohn- und Arbeitsraum prinzipiell zu einem Commons zu machen. Wie schon Polanyi¹⁰ bemerkte, eignet sich Land schlecht als Ware, weil es nicht vermehrt werden kann und weil wir gar keine Wahl haben es zu «kaufen» oder nicht, wenn wir nicht in der Luft hängen wollen. Es ist ein Monopolgut, wie Luft, Nahrung oder Wasser. Dazu kommt, dass wir als Käufer oder Verkäufer von Land eigentlich Hehler sind, denn das Land gehört ursprünglich niemandem, es wurde genommen,

⁹ Siehe: Polanyi, 1944

¹⁰ Michael Polanyi (*The Great Transformation*, 1944) nennt drei fiktive, ja paradoxe Waren – Land, Arbeitskraft und Geld –, die das kapitalistische System immer wieder in Widersprüche stürzen. Die Trennung von Person und Arbeitskraft würde voraussetzen, dass es nie Arbeitslosigkeit geben darf, weil ja sonst der Besitzer zusammen mit seiner «Ware», seiner Arbeitsfähigkeit, zerstört würde. Es gibt sie aber dennoch. Was passiert, wenn Geld zur Ware wird, erleben wir momentan dramatisch. Land, Arbeitskraft und Geld müssen also zu Commons werden, wenn es überhaupt eine Commons-Gesellschaft geben soll.



4. Ökologische Grenzen in der Anderen Stadt

Zum einen sind dazu technische Neuerungen notwendig. Es braucht aber auch siedlungspolitische Veränderungen, die eine weitgehende Relokalisierung der Alltagswelt fördern. Im Folgenden stelle ich ökologisch enkeltaugliche Konsumstile vor. Ich mache das mit einem detaillierten Beispiel eines solchen Konsumstils. Dies nicht als starre Vorgabe eines solchen ökologischen Lebens, sondern als beispielgebende Illustration. Im Weiteren präsentiere ich auch Wahlmöglichkeiten à la carte, die ebenfalls die ökologischen Belastungsgrenzen dieses Planeten nicht verletzen.

2. ÖKOLOGISCHE NACHHALTIGKEIT ALS ZIEL

Wenn schon eine andere Stadt geschaffen wird, soll diese nicht nur sozial und zivilisatorisch fortschrittlich sein, sie muss auch ökologisch nachhaltig sein. Der Begriff Nachhaltigkeit muss aber klar definiert sein, damit man nicht dem Irrtum erliegt, ein bisschen Verbesserung gegenüber heute an ein paar Stellen genüge bereits, um nachhaltig zu werden. Als Ausgangspunkt gehe ich hier nicht davon aus, wie man heutige Konsumprodukte ein bisschen weniger umweltschädlich machen können. Am Anfang meiner Überlegungen steht der Planet, auf dem wir wohnen.

Das Stockholm Resilience Centre (SRC) hat sich in zwei vielbeachteten Publikationen 2009 und 2015 Gedanken dazu gemacht, wie stark der Planet durch den Menschen ökologisch maximal belastet werden kann.¹ Natürlich gab es schon viele Appelle von Wissenschaftlern, die vom Mensch verursachte Umweltbelastung müsse reduziert werden, und zwar rasch. Erfrischenderweise fügte das SRC dem nicht einfach ihre Variante derselben Klage an. Das SRC hat mit Hilfe von Experten aus den Bereichen Geophysik, Biochemie, Hydrologie, Ökologie, Toxikologie, Meeresbiologie, Geschichte sowie Archäologie erste Antworten auf die Frage gefunden, wie hoch die Belastung des Planeten maximal sein darf. Nach der bereits lange bekannten Information, in welche Richtung sich unsere Umweltbelastung entwickeln sollte, nämlich runter, haben wir dank dem SRC auch eine Ahnung *wie weit* runter die Umweltbelastung zu reduzieren ist. Mehr zur Arbeit des SRC in der Box: «Wo sind die ökologischen Grenzen?».

Ich habe die Resultate des SRC zur Grundlage einer Beurteilung von ökologisch enkeltauglichen Lebensstilen gemacht. In einem ersten Schritt werden die planetaren Belastungsgrenzen durch zehn Milliarden Personen geteilt. Zehn Milliarden entsprechen etwa dem Höhepunkt der prognostizierten Erdbevölkerung,

¹ Rockström et al. 2009, sowie Steffen et al. 2015